



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Überseeische Annexionspläne Frankreichs und Englands.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nismäßig hohem Alter erinnern. Die Figuren sind derart disponirt, daß man fast ohne Schwierigkeit aus dem Gemälde ein Relief machen könnte. Noch charakteristischer ist es, daß Diomedes und Odysseus kleiner gebildet sind als Agamemnon und Kalchas, nach jener alten, naiven Regel, welche will, daß man die größere oder geringere Wichtigkeit der einzelnen Personen schon äußerlich an ihrer Größe erkenne. Wiewohl nun Helbig auf diese interessanten Momente aufmerksam macht, geht er doch nicht so weit, zu behaupten, daß dieses schöne Gemälde in eine sehr alte Epoche zurückreiche. Zu allen Zeiten giebt es Künstler, die sich gern der Vergangenheit zuwenden und die eine alte Methode, ein schon längst aufgegebenes Verfahren mit Vorliebe pflegen. Plinius spricht einmal von zwei berühmten Malern, die an dem von Vespasian wiederhergestellten Tempel des Honos und der Virtus arbeiteten, und bemerkt über den einen, er habe mehr den alten Meistern geglichen (*priscus antiquis similior*\*). Ein Künstler dieser Art hat gewiß auch das Opfer der Iphigeneia gemalt; dem Archaismus zugeneigt, hat er sein Bild nach alter Weise erfunden und ausgeführt, die pompejanischen Maler aber haben dasselbe nach ihrer Gewohnheit getreu kopirt.

Aber diese altertümlichen Phantasien sind in Pompeji selten; fast alle andern Wandgemälde gleichen einander in hohem Maße, die Darstellungen sind in der Regel auf dieselbe Art erfunden und ausgeführt und scheinen derselben Schule anzugehören. Es ist die Schule, welche am Hofe der Nachfolger Alexanders blühte. Die Kunst, welche die pompejanischen Künstler nachahmten und von der uns ihre Gemälde ein Abbild geben können, ist also die alexandrinische oder hellenistische.

(Fortsetzung folgt.)



## Überseeische Annexionspläne Frankreichs und Englands.



ie englischen Zeitungen fahren fort, gegen die neue französische Kolonialpolitik zu predigen und deren Annexionspläne als ungerecht und für das britische Interesse, ja für das der ganzen Welt gefährlich darzustellen. Aber in Paris läßt man sich dadurch nicht beirren, und da in letzter Zeit auch England Wien gemacht hat, seinen überseeischen Besitzungen ein wertvolles Stück Land einzuverleiben, so begreift man in der That nicht recht, wie die Herren in London

\*) Plinius XXXV, 120.

dazu kommen, sich über französische Ländergier zu beklagen; man sollte vielmehr meinen, was dem einen recht, sei dem andern billig.

Betrachten wir zunächst, was von seiten der Franzosen in Betreff Tonkins geschehen ist und weiter beabsichtigt wird, so ist nicht mehr zu zweifeln, daß man allen Ernstes an eine Eroberung dieses Landes oder doch an die Erzwingung eines Protektorats über dasselbe denkt, welches praktisch einer Besitznahme desselben ungefähr gleichkommen würde. Man hat den Schiffskapitän de Kergeradec zum außerordentlichen Gesandten am Hofe von Hué ernannt, und er soll beauftragt werden, dem Könige Tu Duk ein Ultimatum zu übergeben. Ferner werden die französischen Streitkräfte in Tonkin verstärkt werden. Doch wird vorläufig an eine Expedition in großem Maßstabe nicht gedacht. Am 24. April fand ein Kabinettsrat statt, der über die Angelegenheit Beschluß faßte. Nach diesem wird von den Kammern ein Kredit von fünf Millionen Franks zur Wahrung der Rechte Frankreichs in Tonkin verlangt werden, und zwei Transportschiffe sollen 1500 Mann nach diesem Lande bringen, sobald der Kredit bewilligt ist.

Mittlerweile hat der bereits dort befindliche Kommandant Rivière einen beträchtlichen Vorteil errungen, indem er sich der Festung Nam Din bemächtigt hat. Dieselbe ist die Hauptstadt eines der reichsten und fruchtbarsten Bezirke von Tonkin und liegt in einer weitgedehnten, von zahlreichen Kanälen durchschnittenen Ebene, die eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Seelen hat. Sie war ferner bisher der Mittelpunkt aller den französischen Interessen besonders feindlichen Elemente des Landes, der annamitischen und der Mandarinenpartei. Ihre Bedeutung wurde dadurch anerkannt, daß François Garnier sie während der Expedition von 1873 besetzte, und daß dies als eines der wichtigsten Ereignisse jenes Feldzugs bezeichnet wurde. Aber Nam Din ist auch aus rein strategischen Gründen ein höchst wünschenswerter Besitz. Die Hauptstadt Tonkins läßt sich auf andern Wegen erreichen, unter denen der am häufigsten benutzte der Songtschikanal und der Arm des Kuakamflusses ist, an dessen Mündung der jetzt mit einer französischen Besatzung versehene Hafen von Haifong liegt. Nam Din aber beherrscht den Hauptarm des Bode oder des Roten Stromes, und wenn sich Rivière seiner nicht bemächtigt hätte, so würde er jeden Augenblick einem gefährlichen Angriffe von seiten der Banden ausgesetzt gewesen sein, welche die südliche Hälfte von Tonkin mit einer Besatzung bedrohten. Man hofft jetzt französischerseits, Rivière werde in südlicher Richtung vorgehen und sich beeilen, Min Bin, die wichtigste Stadt des Bezirks gleichen Namens, wegzunehmen, die als der Schlüssel von Tonkin auf der Seite von Annam betrachtet wird. Min Bin ist die südlichste Provinz des Landes, und da es auf der Südseite von waldbedeckten Gebirgen eingeschlossen ist, so kann man sich ihm von Kotschinchina nur auf einer Straße am Meere nähern, die von seiner Hauptstadt beherrscht wird, welche am untersten Arme des Roten Flusses liegt. Sobald

Kiviére im Besitze von Nin Bin ist, wird er imstande sein, die vielgenannten Piraten von der Schwarzen Flagge zu verfolgen, die dann, von aller Unterstützung durch den Hof von Hué abgeschnitten, im Norden Zuflucht suchen werden, wo er sie mit Gemächlichkeit beseitigen kann.

Die Wichtigkeit, welche in Paris der Expedition nach Tonkin beigegeben wird, beschäftigte in den letzten Tagen die Blätter aller Farben, und wenn es nicht an Gegnern des Unternehmens fehlte, so überwog doch die Zahl und das Ansehen derer, die ihm günstig gestimmt waren, ganz erheblich. Das Parlament, eines der gemäßigtesten und vorsichtigsten republikanischen Organe, erwiederte, nachdem es seine Befriedigung über den Bruch des „sonderbaren Vertrags“ ausgesprochen, der 1874 abgeschlossen worden, auf die Gründe der wenigen Politiker, welche die vollständige Räumung von Tonkin befürworteten: „Sie reden viel von den Opfern, welche dieses neue Unternehmen uns auferlegen würde, aber sie übersehen die Vorteile, welche der Besitz dieses reichen Landes uns bringen muß. Wir haben zuviel dafür ausgegeben und sind dem Ziele zu nahe, um leichten Herzens eine Eroberung aufgeben zu können, die nächst Algerien die schönste unsrer Kolonien zu werden verspricht.“

Ein in Tonkin selbst befindlicher Korrespondent desselben Blattes schreibt ihm, das Land sei reif für Errichtung eines französischen Protektorats, dem sich die Regierung des himmlischen Reiches (dessen Beistand der König Tu Duk vor kurzem angerufen hat) nicht ernstlich widersetzen werde, da es dem chinesischen Handel Vorteile verheißt. Die Eingebornen würden sich über das Eintreffen einer stärkern französischen Armee freuen, da dieselbe ein Schutzmittel gegen die Strompiraten vor der Schwarzen Flagge sein würde, welche den Gelben Fluß blockiren und den Handelsverkehr mit der chinesischen Provinz Sunnan verhindern. Die Korrespondenz schließt mit den Worten: „Es wird nicht genügen, die Verträge von 1874 abzuändern. Ein vollständiger Umschwung der Dinge ist notwendig. Das Land muß gänzlich geöffnet werden, und es muß unser Jurisdiktionsystem eingeführt werden, soweit es sich um Europäer handelt. Ein Zollhausdienst unter unsrer Aufsicht ist einzurichten; denn die Mauthbeamten Annams verstehen nicht einmal das Abc ihrer Profession. . . . Der Augenblick, wo wir alles, was wir brauchen, verlangen können, scheint gekommen. Errichten wir daher das Protektorat oder ziehen wir uns in majorem Britanniae gloriam ganz zurück. Tu Duk, der gern bis zu seinem Ableben auf seinem wurmfstichigen Throne verbliebe, wird sich unsern Plänen fügen; denn wenn er sich in den letzten acht Jahren vor uns nicht gefürchtet hat, so war es, weil er glaubte, wir würden es nicht bis zu einem Ultimatum treiben.“

Auf seiten der monarchischen Opposition wird die Sache in anderm Lichte erblickt. Der orleanistische Soleil bemerkt: „China spielt im fernen Osten eine ähnliche Rolle wie die Türkei am Mittelmeere, und ganz so wie der Sultan

füzeräne Rechte über Ägypten und Arabien beansprucht, tritt der Beherrscher der Himmlischen als oberster Schutzherr von Annam und Tonkin auf. Die Artikel gewisser Blätter drüben überm Kanal sehen aus, als ob England nicht übel Lust und Neigung hätte, die Chinesen gegen uns ins Feld zu rufen. Neuerliche Ereignisse haben dargethan, daß Frankreich in der Welt viele Feinde und wenige Freunde hat. Man würde es ohne Bedauern in Tonkin ein neues Mexiko finden sehen, und wir müssen in unsrer auswärtigen Politik jedermann und jeder Sachlage mit Mißtrauen begegnen.“

Die bedeutendsten republikanischen Zeitungen sind dagegen für ein entschiedenes Vorgehen in der Angelegenheit. Das Journal des Débats sagt, nachdem es behauptet, Tu Duf habe dadurch, daß er die Chinesen nach Tonkin gerufen, sich einer Verletzung des Vertrags von 1874 schuldig gemacht: „Wir erörtern deshalb nicht mehr die Notwendigkeit, sondern nur noch die Mittel, unsern Rechten Achtung zu verschaffen. Müssen wir die Politik verfolgen, welche die Engländer so erfolgreich in Indien durchgeführt haben, unser Protektorat über Tonkin in bleibender Weise aufrichten oder das Land annektiren? Die Frage ist der Überlegung wert, und sicherlich würde die Einverleibung Tonkins in unsre Besitzungen Frankreich eine der schönsten Handelskolonien der Welt verschaffen. Frankreich ist nicht imstande, Kolonien von Ackerbauern zu gründen, und wir würden Kaufleute haben müssen, um ein Land zu regieren, zu entwickeln und zu bereichern, welches eine Handvoll von Franzosen in einem Monat erobert hätten. Wie auch unser Entschluß schließlich ausfallen wird, es liegt ein Trost in der Betrachtung, daß wir uns bald entschließen müssen.“

Die République Française erklärt in Betreff der Absendung Kergaradecs an den Hof von Huế: „Wenn seine Instruktionen so lauten, wie wir zuversichtlich hoffen, so werden sich der Beherrscher von Annam und dessen Minister bald überzeugen, daß Frankreich endlich eine Regierung hat, die sich von niemand an der Nase führen läßt. . . . Unsrer Streitkräfte genügen vollständig, um unsrer Flagge und unserm Interesse Respekt zu sichern. Man hat behauptet, Tu Duf habe sich an den Kaiser von China um Schutz gewandt, und gewisse Blätter des Auslandes, die eine eigentümliche Sorge für Frankreich zur Schau tragen, erteilen uns den Rat, den mächtigen Potentaten lieber nicht herauszufordern. Aber obwohl wir dessen Macht nicht unterschätzen möchten, können wir ihnen antworten, daß uns dieselbe nicht sehr furchtbar erscheint, wenn wir annehmen, er sei geneigt, sie außerhalb der Grenzen seines Reiches wirken zu lassen“ — eine Ansicht, die wir für richtig halten.

Von besonderm Interesse sind die Äußerungen des offiziellen Temps in der Sache. Das Regierungsblatt bemerkt mit Bezug auf den Artikel einer Londoner Zeitung, daß es die ängstliche Sorge der englischen Journalisten wegen der Rechte Chinas in Tonkin und Annam, der platonischen Rechte der Hofas-königin über die Sakalavastämme und der Rechte Portugals in den vom Kongo

bewafferten Ländern bewundere. Es erklärt diese Besorgnisse für das letzte Symptom einer alten Krankheit, die sich glücklicherweise einer gründlichen Heilung näherte, und fügt hinzu: „Eifersucht und Mißtrauen gegen Frankreich bildeten Jahrhunderte hindurch das politische Glaubensbekenntnis des englischen Volkes.“ Zum Schlusse versucht der Temps den Beweis zu führen, daß die Expedition nach Tonkin nicht die verhängnisvollen Folgen haben werde, welche die englischen Zeitungsschreiber freundlich voraussagen, und wir halten den Beweis für gelungen.

Auch in der Kongofrage ist Frankreich einen Schritt weiter gegangen. Der portugiesische Gouverneur von Angola hat ein Telegramm an seine Regierung gerichtet, nach welchem er einen Zusammenstoß zwischen der Expedition de Brazzas mit Stanley und seinen Leuten befürchtet, da jene Ponta Negra an der Mündung des Schwarzen Flusses besetzt hat und dies als schwerer Schlag für Stanleys Zukunftspläne anzusehen ist, indem es die einzige Ausfahrt von Stanley Pool am Kongo nach dem Meere sperrt. Nur der Fluß Ogune bleibt noch offen, aber auch nicht vollständig; denn er strömt, bevor er die See erreicht, eine Strecke durch die französische Kolonie am Gabun. De Brazzas Freunde jubeln, und ihr Organ, das Blatt Paris, ruft triumphierend aus: „Wir fürchten kein bewaffnetes Dazwischentreten von seiten unsers Nebenbuhlers. De Brazza ist nicht mehr der alleinstehende Reisende, ohne Freunde und ohne Geld, den der hochmütige Yankee früher mit Geringschätzung behandelte. Er ist jetzt ein französischer Beamter, welcher eine offizielle Sendung leitet, die wohl bewaffnet und wohl ausgestattet ist, und welcher zwar den Frieden wünscht, aber für den Notfall auch Krieg zu führen imstande ist. De Brazza hat den ungeheuern Vorteil, eine Großmacht zu vertreten, während Stanley, ein geographischer Landsknecht, nur den Geldsack vertritt. Französische Scharfschützen megelt man nicht so leicht nieder wie einfache, harmlose Afrikaner. Stanley mag soviel Verdruß an den Tag legen, als ihm beliebt. De Brazza lebe hoch!“

Etwas eigentümlich klingt die Stelle im Telegramm des portugiesischen Gouverneurs: „Mir fehlt es an Schiffen und Verstärkungen. In den Besitzungen Portugals ist alles ruhig.“ Auch der Bericht klingt einigermaßen bedenklich, nach welchem der Befehlshaber des portugiesischen Kreuzers Bengo „protestirt“ haben soll, um alle die Rechte zu wahren, welche die Lissaboner Regierung in Zukunft hier geltend zu machen für angezeigt halten könnte. Unwahrscheinlich dagegen ist, daß Stanley den Versuch unternommen wird, den Franzosen am Kongo mit Gewalt entgegenzutreten; denn was vermöchte er als einzelner Mann, dem höchstens ein paar Duzend Untergebene zur Verfügung stehen, gegen de Brazzas Kompanie algerischer Schützen! Wagt er trotzdem Widerstand, so muß er seine Maßregeln so getroffen haben, daß der Ausgang wenigstens zweifelhaft erscheint, und da das bei seiner energischen und klugen Natur nicht unmöglich ist, so darf man bei dem Jubelgeschrei in Paris wohl

an das Sprichwort denken, daß man den Tag nicht loben soll, bevor der Abend gekommen ist.

Die öffentliche Meinung in England ist, nach der Londoner Presse zu urteilen, über diese Vorfälle in starker Aufregung. Die Blätter sprechen von „fieberhafter Unruhe Frankreichs“ und fürchten Friedensstörung durch dieselbe. Das „ungestüme Streben nach Ausdehnung“ erinnert sie an die Zeiten, wo Frankreich im Eifer für Kolonien und Eroberungen Kanada schuf, Louisiana entwickelte und „vielleicht Indien erobert hätte, wenn Olive nicht gewesen wäre.“ Man hofft in seiner Besorgnis, daß, wenn es zu einem Kriege mit China kommen sollte, der den Handel nicht bloß Englands stören würde, auf Einspruch des letztern und Anschluß andrer Mächte an denselben. Auch auf den Fürsten Bismarck wird seltsamerweise dabei gerechnet. Besonders die Brazzasche Expedition erscheint bedenklich, und wieder soll es hier nicht bloß England, sondern die ganze handeltreibende Welt sein, die in ihren Interessen bedroht wäre. Einiges in den Betrachtungen, die darüber angestellt werden, läßt sich hören, andres ist Übertreibung, und wieder bei andern kann man fragen: Was würden die Ankläger sagen, wenn die Engländer am Kongo zuvorgekommen wären, und eine Expedition wie die Brazzasche ausgesandt hätten, um die Entdeckungen Stanleys und der internationalen geographischen Gesellschaft auszubeuten? Und haben es denn die Engländer nicht oft schon so gehalten? Wie ist denn das ungeheure britische Kolonialreich zu Stande gekommen? Wurden die Fundamente zu demselben nicht durch Leute wie der französische Konsul Roustan in Tunis, der den Bei einschüchterte, und wie de Brazza, der Stanley zu überlisten sucht, gelegt? England hat sich Gibraltars, Maltas und Adens doch gewiß nicht im Interesse der ganzen Welt bemächtigt. Es gab die Ionischen Inseln sicher nicht aus Großmut auf, und es gewann sich später zum Ersatz dafür Cypern. Auch die Fidjchi-Inseln und Nord-Borneo zeigen, daß es noch dann und wann einen fetten Bissen Land sich einzuverleiben versteht, und wenn es auf das Transvaal-Land notgedrungen verzichtet hat, so hat es dafür nach dem viel wertvolleren Ägypten gegriffen. Es hat folglich sehr wenig Recht, den Franzosen Straßpredigten zu halten, weil sie sich an entfernten Küsten auszudehnen trachten. Es hat umso weniger Recht dazu, als es gerade jetzt ein Land zu annektiren im Begriff ist, welches eine doppelt größere Fläche darstellt als ganz Deutschland.

Wir meinen hiermit die im Gange begriffene Annexion Neuguineas, über welche die englische Regierung vor einigen Tagen im Ober- und zugleich im Unterhause interpellirt wurde. Lord Derby antwortete auf die an ihn gerichtete Anfrage mit der ihm eignen Behutsamkeit, aber aus seinen Worten ließ sich deutlich heraushören, daß er das Verfahren des Gouverneurs von Queensland, welcher die genannte große Insel den Besitzungen der englischen Krone einverleibt hatte, billige. Er verpflichtete sich allerdings nicht, diesen Akt gutzu-

heißen, ließ aber merken, daß die Regierung, wenn nähere Nachrichten über denselben, die in Aussicht stehen, einkiefen, die Minister sich durch die Gründe, die dafür angeführt würden, überzeugen lassen würden, daß er notwendig gewesen sei, und man weiß, daß er vor einigen Wochen mit Archer, dem Agenten für Queensland, eine Unterredung gehabt hat, nach welcher er sich klar geworden sein muß, daß der Gouverneur sein Verfahren mit Thatfachen rechtfertigen kann, die schwer wiegen. Drei Gründe lassen nach Archers Mitteilungen es begreiflich erscheinen, wenn die öffentliche Meinung in Queensland schon seit geraumer Zeit die Besignahme Neuguineas durch die britische Krone wünschte. Erstens befürchtete man, daß eine fremde Macht sich der Herrschaft über die gegenüber gelegene Küste der Torres-Meerenge bemächtigen und so in die Lage kommen könne, die Schifffahrt im Kanale zu bedrohen. Zweitens dachte man an die Möglichkeit, daß eine solche Macht auf den Gedanken käme, das weitausgedehnte und unbewohnte Gebiet von Neuguinea zur Anlegung einer Verbrecherkolonie zu benutzen, und drittens wollte man dem Übelstand ein Ende machen, daß die Insel bereits ein Sammelplatz von Abenteurern und schlechtem Gefindel aller Art geworden ist, die aus Australien hierher geflüchtet sind und, einmal außerhalb des Bereichs der englischen Gesetze ansässig geworden, sich als ein Land-schaden für die benachbarten Kolonien erweisen würden.

Gladstones Antwort im Hause der Gemeinen war natürlich eine „korrekte“ Darstellung der Sachlage im technischen Sinne. Kein Einverleibungsakt, docirte er, kann irgendwie Wert und Bedeutung haben, wenn er nicht von der Reichs- oder Zentralbehörde vollzogen oder gebilligt wird. Eine Kolonie kann nicht aus eigener Entschließung das Reich erweitern, von dem sie einen Teil bildet, und die Ausdrücke des Telegramms, in welchem der Gouverneur von Queensland über sein Verfahren Meldung erstattete, bezeichnen dasselbe als der Anerkennung der Reichsregierung bedürftig. Indes können die Kolonien dem Centrum in der Londoner Downing Street gegenüber doch nicht wie Kinder angesehen und behandelt werden. Der Eisenbahnbeamte in Indien, der seinem Vorgesetzten telegraphisch benachrichtigte, es sei ein Tiger auf dem Perron erschienen, und sich in Bezug auf den Eindringling Verhaltungsbefehle erbat, darf nicht Muster für Gouverneure von Kolonien sein. Die Umstände können sie veranlassen, sofort und unabhängig zu handeln, um Gefahr zu verhüten oder einen Vorteil zu gewinnen, der ohne Verzug sicher gestellt werden muß. Die englische Presse hofft, daß die Depesche aus Queensland von den Ministern in diesem Geiste aufgefaßt worden ist, und daß dieselben der Thatfache Rechnung tragen werden, daß das Verhalten des Gouverneurs, obwohl der Form nach eigenmächtig und zunächst nur im Interesse seiner Kolonie eingeschlagen, in ganz Australien mit Beifall aufgenommen worden ist. Auch würde eine Ratifikation des Schrittes, wie die Zeitungen weiter bemerken, in der britischen Geschichte nicht ohne Beispiel sein. Das Beispiel einer ausgeführten und dann in London

gebilligten Annexion aber, welches man zitiert, zeigt recht deutlich die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft, welche die englische Kolonialpolitik den Franzosen gegenüber befeelt. „Ein unternehmender junger Seeoffizier entriß vor einigen Jahren die Insel Perim (am persischen Meerbusen) den Klauen einer drohenden Besitznahme durch Fremde, indem er den Vorsprung einiger Stunden, der ihm von Aden her gewährt war, dazu benutzte, um den französischen Wettbewerber mit dem bereits als Zeichen des Besitzes aufgepflanzten Union Fackel zu empfangen.“

Ein Blick auf Neuguinea mag schließlich zeigen, was England sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal zu Gemüte geführt hat. Dasselbe besteht aus einer sehr großen Insel und mehreren kleinen und nimmt eine Fläche von etwa 13000 Quadratmeilen ein, ist also weit größer als Madagaskar. Die Hauptinsel wird durch den Torresfund von Australien und durch die Dampierstraße von Neubritannien getrennt. Das Innere ist noch wenig bekannt, und dasselbe gilt von einem beträchtlichen Teile der Küsten, wo Sümpfe und dichte Wälder das Vordringen von Reisenden erschweren. Der westliche Teil des Landes bildet eine Halbinsel, die den Namen Bonim führt und durch den Maclure-Golf in zwei Hälften geschieden wird. Hier erhebt sich das Gebirge Arfat bis zur Höhe von 2900 Metern. Im östlichen Hauptlande giebt es Gipfel, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, und an der Nordküste steigt die Kette der Finisterreberge bis zu 4000 Metern an. Die Ebene und die Vorberge werden fast durchgehends von dichten, feuchten Urwäldern beschattet, welche mit ihren Gewinden von Schlingpflanzen kaum einen Sonnenstrahl bis zum Boden dringen lassen. Der Charakter der Flora des Landes ist derjenige, dem man auf den Molukken begegnet, nur an der Südküste treten australische Formen, wie Akazien und Eukalypten, auf. Auch die Fauna hat teils indischen, teils australischen Typus. Von größern Säugetieren ist nur das Beuteltier vorhanden, dagegen ist die Vogelwelt hier sehr reich entwickelt. Die herrschenden Winde sind die indischen Monsune, die indeß hier nicht mit derselben Regelmäßigkeit wehen wie in den Gewässern Indiens. Das Klima ist sehr heiß, dabei feucht und an vielen Orten für Europäer ungesund.

Bewohnt wird Neuguinea von Stämmen, die zur Rasse der Melanesier gehören, aber in Sitten und Gebräuchen, teilweise auch in der Körperbildung sehr von einander abweichen. Sie gleichen im Westen mehr der Urbevölkerung der Molukken, im Osten mehr den Bewohnern von Neubritannien. Auch im Kulturzustande derselben herrscht eine große Verschiedenheit: im Osten zeigen diese Papuas einen ziemlichen Grad von Gesittung, indem sie u. a. fleißige und geschickte Ackerbauer sind, wogegen sie auf der Südwestküste einen sehr niedrigen Bildungsstand einnehmen und ohne feste Wohnsitze in den Wäldern umherstreifen.

Wir ergänzen diese Mitteilungen durch den Bericht eines englischen Missionärs, der sieben Jahre in Neuguinea und den Nachbarinseln, zuletzt auf der Grenzboten II. 1883.

sogenannten Donnerstagsinsel, zugebracht hat, und der im Daily Telegraph u. a. folgende Angaben macht: „Der Gegenstand ist von verschiedenen australischen Kolonien ins Auge gefaßt und der Erkundigung unterzogen worden, aber keine derselben ist an der Annerion Neuguineas so unmittelbar interessirt als Queensland. Ein Blick auf die Landkarte wird den Grund hiervon so deutlich erkennen lassen, daß es kaum noch eines weitern Kommentars bedarf. Der Torresfjund ist die Hauptstraße für Handel und Schifffahrt dieser Gegenden und wird dies mit dem Wachstum unsrer dortigen Niederlassungen von Jahr zu Jahr mehr werden. Sollte ein Feind Großbritanniens die Kolonie Queensland zu belästigen wünschen, so könnte er das auf keine leichtere Weise bewerkstelligen, als dadurch, daß er ein paar Kriegsschiffe in die Torresstraße absendete. Hierdurch wären die Ansiedler jener Gegend vollständig von jeder Verbindung mit der äußeren Welt abgeschnitten, und zunächst wäre ihnen der direkte Weg nach den nördlichen Häfen versperrt. Auch könnte das feindliche Geschwader durch die Meerenge schlüpfen und der Stadt Cooktown, dem Hafensplaz der Region, wo die Goldfelder liegen, eine schwere Kriegsteuer abfordern. Die Donnerstagsinsel ist gegenwärtig als Zufluchtsort für die Seelente bekannt, welche mit ihren Fahrzeugen an den zahlreichen Riffen der Torresstraße Schiffbruch erlitten haben. Aber seit der Ankunft von Dampfern und der sorgfältigen Untersuchung der gefährlichen Stellen kommen solche Unfälle viel seltener vor, und man denkt auf der Insel ein großes Kohlendepot zu errichten und sie zu einem Sammelplatz für diejenigen von unsern Kriegsschiffen zu gestalten, welche in der Südsee und im malayischen Archipel kreuzen. Deshalb und um den Schutz Queenslands zu vervollständigen, ist es augenscheinlich geboten, in den Besitz beider Seiten einer Meerenge zu gelangen, die allerdings etwas breiter als die zwischen Dover und Calais ist, sich aber vom Feinde viel leichter zu seinem Vortheile verwenden läßt, da zwischen den beiden Ufern eine große Menge von Eilanden liegen. Nun könnte man zwar einwerfen, daß ein Fort auf einer der Inseln des Sundes, welche die Freitaginsel heißt, der Prince of Wales-Passage, welche die Hauptstraße für die Schiffe und folglich die sicherste und am besten bekannte ist, genügende Sicherheit verschaffen würde, aber ein solches Fort würde nicht verhindern können, daß feindliche Fahrzeuge von der Deliveranceinsel in den Sund eindringen, indem sie nördlich um das Warriorriff führen und, ohne von den zu ihrer Abfangung auf der Freitaginsel stationirten Schiffen und Truppen bemerkt zu werden, durch eine der vielen Durchfahrten im großen Barrierriff wieder ins offene Meer hinausgelangen. Besitzen wir dagegen das Ufer von Neuguinea zugleich mit dem von Queensland, so kann kein Schiff, ohne gesehen zu werden, in den Sund eindringen, da des Nachts hier keine sichere Fahrt denkbar ist, und sobald ein solches Schiff bemerkt würde, würde der Telegraph alle südlichen Häfen ermahnen, auf ihrer Hut zu sein.“

„Als Objekt des Handels ist Neuguinea ein außerordentlich reiches Land. Es produziert Kokosnüsse in Menge, Muskatnüsse, Sandelholz, Sago und Arrowroot, ferner Zuckerrohr, Schildkrot, verschiedene kostbare Harze und Ebenholz, endlich hat man hier schon seit Jahren Perlmutterfischereien eingerichtet, die ihren Unternehmern bedeutenden Gewinn abwerfen. Dringt man ins Innere und nach den Quellgebieten der Flüsse vor, so wird man unzweifelhaft finden, daß es nicht an mineralischen Schätzen mangelt. Die wichtigste Frage freilich ist, ob das Land sich zum Wohnplaz für Europäer eignet; denn was hälfe

aller Reichtum, wenn es nicht gesund wäre? Nun trifft sich unglücklich, daß der Teil von Neuguinea, der Australien am nächsten liegt, sehr ungesund ist, und da man es von hier am leichtesten erreicht, ist es hier am meisten von Missionären besucht, auch von Entdeckungsreisenden zum Ausgangspunkte ihrer Expeditionen gewählt worden. So aber ist es gekommen, daß ganz Neuguinea in den Ruf der Ungeundheit geraten ist. Hätte man die Ost- und Nordostküste zuerst näher kennen gelernt, so würde man diese Klage gewiß nicht gehört haben. Vom Kap King William bis zum Point d'Urville ist die Küste mit wenigen Ausnahmen hohes, schroff nach der See abfallendes Land, und im Innern sind die Hochflächen so gesund, als man es von einem tropischen Lande nur verlangen kann. Hier strecken sich weite Grasflächen hin, die von der Natur eigens zu Viehweiden bestimmt zu sein scheinen, und dazwischen stößt man auf kleine Wälder, die nicht dicht und verwachsen sind, sondern gerade hinreichen, um Schatten zu spenden, wenn die Mittagssonne herniederbrennt. Alle diese Flächen liegen tausend bis zweitausend Fuß über der Meeresfläche und folglich weit außerhalb des Bereichs der tödlichen Malaria, die in den tiefern Gegenden mit ihren Sümpfen herrscht."

„Neuguinea hat ferner einen großen Vorteil, der in Queensland fehlt: es ist wohlbewässert von zahlreichen Flüssen, von denen der nach Norden strömende Mamberan und der Baxter, sowie der Fly, die beide in südlicher Richtung laufen, die bedeutendsten sind. Da sie ihre Quellen in den alpenartigen Gebirgen des Innern haben, so sind sie meines Wissens niemals ohne Wasser.“

„Die Eingebornen sind als Menschenfresser bezeichnet worden. Das ist aber, in solcher Allgemeinheit behauptet, ein grober Irrtum. Es giebt allerdings an der Südküste und am Golf von Papua einige Stämme, bei denen das zutrifft, aber dieselben sind wenig zahlreich und werden von den besseren Theilen der Bevölkerung tief verachtet. An der Nordostküste vorzüglich sind die Eingebornen durchaus intelligent und auch äußerlich ein wohlgebildeter Menschenschlag mit Adlernasen, der nichts vom Negertypus der andern zeigt. Sie bebauen ihr Land, verstehen es zu bewässern, vererben es vom Vater auf den Sohn und bearbeiten es mit dem Beistande von Sklaven, die aus dem Innern stammen. Sie sind sehr mißtrauisch, und so gelingt es nicht leicht, ihnen näher zu treten. Ist man aber mit ihnen bekannt geworden, so zeigen sie sich in jeder Beziehung freundlich und zuverlässig.“

Diese höhere Kultur ist ohne Zweifel aus uraltem Verkehr mit malayischen Kaufleuten und Ansiedlern und aus der Vermischung mit solchen hervorgegangen. Schon vor der Entdeckung Neuguineas durch den portugiesischen Seefahrer de Meneses, die im Jahre 1526 stattfand, besuchten Bewohner der Molukken des Handels wegen die nördliche und nordwestliche Küste, ein Verkehr, der noch heute besteht und vorzüglich von ternatanischen und chinesischen Kaufleuten betrieben wird, und der zu Niederlassungen von Malayen geführt hat, die hier und da den Islam verbreiteten. Auch haben Fürsten von den Molukken schon früh Eroberungszüge nach Neuguinea unternommen, durch welche sie einzelne Teile der Insel vorübergehend oder dauernd unter ihre Botmäßigkeit brachten. Jetzt betrachtet die niederländische Regierung, die Besitzerin der Molukken, den Fürsten von Tidore als den Herrn des ganzen nördlichen und westlichen Küstenlandes, und da derselbe in einem suzeränen Verhältnisse zu ihr steht, so sieht sie sich als oberste Macht in diesen Landstrichen an. Doch hat sie seit Jahren hier nichts weiter gethan, als daß sie gelegentlich ein Kriegsschiff hierher ge-

schickt hat. 1828 machte sie einen Versuch, an der Tritonbai eine Niederlassung zu gründen, die sich um ein Fort gruppiren sollte. Die Sache mißlang indes, und schon 1836 wurde das Fort verlassen und die Kolonie aufgegeben.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die französische Presse angesichts der Opposition, welche die englische den neuesten Unternehmungen der Kolonialpolitik der Pariser Regierung zu erwecken versucht, sich über die Annexion von Neuguinea lustig machte, und man muß gestehen, daß manche ihrer Bemerkungen nicht bloß komisch, sondern auch ziemlich treffend sind. Besonders gilt dies von der Art und Weise, wie die englischen Minister den Gouverneur von Queensland statt ihrer handeln ließen. Es sieht aus, als ob er aus Vorsicht vorgegeschickt wäre, als ob man sich bis auf weiteres gewissermaßen hinter ihm verborgen und erst die öffentliche Meinung über sein Verfahren hören wollte, ehe man es gutheißt. Den Franzosen aber erscheint er als durchsichtig oder als eine am Londoner Draht dirigirte Marionette, und das giebt ihnen Gelegenheit zu allerlei ironischen Spöttereien. So sagt z. B. der Soleil vom 25. April: „Die englischen Minister waschen ihre Hände über diese Geschichte in Unschuldb. Sie geht nur Queensland an. Vortreffliches Queensland! Wie bequem, wie zweckmäßig es da unten liegt! Es ist wohlbekannt, daß Queensland eine australische Kolonie ist, die bis auf die jetzige Zeit nur geringe Bedeutung hatte. Wenn Queensland Neuguinea annectirt, so denkt man an die Möglichkeit, daß Rumänien sich Rußland, Dänemark sich Deutschland, der Kanton Genf sich Frankreich einverleibt. Die Idee ist sehr drollig. Da dieses burleske System augenscheinlich bestimmt ist, hinfort einen Charakterzug der modernen Politik zu bilden, so sehen wir nicht ein, warum wir es uns nicht zu nütze machen sollten. Weshalb sollte die Insel Bourbon nicht Madagaskar annectiren? Es würde leicht sein, unter der tapfern und unternehmungslustigen Bevölkerung Bourbons 5- bis 6000 junge Leute zu finden, die geneigt wären, sich mit der Sache zu befassen, und mit Hilfe guter Musketen und Kanonen würden sie dem Heere der Hovas bald Mores lehren. Ebenso könnte unsre Kolonie am Senegal sich das Sudan, unsre Niederlassung in Cochinchina sich das Königreich Siam, Guadeloupe sich die Insel San Domingo einverleiben. Alle diese Annexionen würden so legitim sein, wie die Annexion Neuguineas durch Queensland, und wenn Lord Granville sich gegen Herrn Challemel-Lacour über sie beklagte, so könnte dieser ihm antworten: »Ich weiß nichts von der Einverleibung Siams durch die Provinz Mytcho in Französisch-Cochinchina. Sie müssen sich an Herrn Blancube wenden, der in der Deputirtenkammer unser Cochinchina vertritt.«“

Diese Scherze sind gar nicht übel. In England aber wird man gewohnter Weise denken: Ja, Bauer, das ist ganz was andres.

